

Vom Klassiker zum Geheimtipp

– Dass er von der KPdSU kanonisiert wurde, rächte sich für den sowjetischen Schriftsteller Wladimir Majakowski nach 1991. Niemand mehr wollte etwas von seinem Werk wissen. Zu Unrecht. –

Nach langwierigen, stetig sich verschärfenden – öffentlichen wie privaten – Querelen nahm sich Wladimir Majakowski am 14. April 1930 durch einen Schuss ins Herz das Leben. Einige Wochen zuvor hatte er, knapp 37 Jahre alt, sein dichterisches und bildnerisches Werk aus „20 Jahren Arbeit“ in einer grossangelegten Retrospektive noch einmal öffentlich Revue passieren lassen. Die Ausstellung wurde in Moskau und Leningrad gezeigt, fand aber bei Publikum und Kritik nur wenig Beachtung. Durch Majakowskis Tod erhielt sie nachträglich den Status eines Vermächtnisses. Was der Lyriker, Dramatiker, Cineast, Essayist, Maler und Grafiker seit 1910 geschaffen hatte, war hier noch einmal in Wort und Bild als ein Lebenswerk von staunenswerter Vielfalt und Qualität synthetisiert: frühe futuristische Dichtungen und Künstlerbücher, Dramentexte und Bühnenmodelle, Fotografien und Filme, Manifeste und Streitschriften, poetologische und politische Verlautbarungen, Agitations- und Parteipoesie – kaum zu fassen, dass für ein derart umfangreiches und heterogenes Schaffen ein einziger Autor eintreten konnte.

Launen des Erfolgs

Als Majakowski seinem Leben und Werk bei sich zu Hause „mit Blei“ ein Ende setzte, war er im sowjetischen Literaturbetrieb eine etablierte Grösse. Der Obrigkeit hatte er als Parteidichter erfolgreich zugeeignet, die professionelle Kritik wusste sein multiples Talent zu schätzen, als einziger unter den ehemaligen Avantgardisten genoss er auch nach der Oktoberrevolution beim breiteren Publikum eine gewisse Popularität. Doch Erfolg ist ein wandelbares Kriterium. Zu Majakowskis Jubiläumsausstellung erschienen weder seine künstlerischen Wegbegleiter und Freunde noch die (von ihm eigens eingeladenen) Spitzen der KPdSU und der Sowjetregierung – die Werkschau wurde zum tragischen Finale.

Wenige Jahre zuvor hatte Majakowski als führender bolschewistischer Barde seinen Dichterkollegen Sergei Jessenin in pathetischen Versen dafür gerügt, dass er freiwillig in den Tod gegangen sei, statt sich auf Erden nützlich zu machen:

*Dieses Leben gilt es zu verändern,
es zu preisen, ist der zweite Schritt.*

folgt die postume sarkastische Rüge:

*Aus diesem Leben wegzutreten, ist nicht schwer.
Das Leben zu gestalten – umso mehr.*

Auch von offizieller Seite wurde Jessenins Selbstmord als resignative Kapitulation scharf verurteilt. Für den damaligen Aufbau des Kommunismus waren autoritative Vorbilder und positive Helden gefragt, engagierte Kunstschaffende, die sich mit dem schlichten Slogan „Vorwärts! Marsch!“ für die proletarische Sache starkmachten. Für pseudorevolutionäre Romantiker und melancholische Skeptiker gab es keinen Platz.

Während langer Zeit hatte Wladimir Majakowski zu jenen wortgewaltigen Kulturarbeitern gehört, die an vorderster Front für die kommunistische Sache eintraten und die amtierenden Parteioberen hochleben liessen. Wenn er nun den Freitod wählte, war das für die KPdSU eine weit grössere Peinlichkeit als im Fall des politisch eher naiven „Bauerndichters“ Jessenin. Man versuchte denn auch, die ganze „Tragödie“ auf Majakowskis angeschlagene Gesundheit zurückzuführen, darauf, dass er sich konsequent überfordert, uneigennützig sich verausgabt habe im Interesse der Partei und des jungen Sowjetstaats: Es war der gezielte Versuch, den Freitod in einen heroischen Opfertod umzudeuten – ein riskantes Unterfangen bei einem Autor, der nie Parteimitglied gewesen war und der sich mitunter auch durch kritische Statements (gegen Bürokratie, Karrierismus, Gleichmacherei) unliebsam hervorgetan hatte.

Doch von den rüpelhaften Verunglimpfungen, denen Majakowski in den letzten Monaten seines Lebens wegen angeblicher ideologischer „Abweichungen“ und behaupteter dichterischer „Unverständlichkeit“ permanent ausgesetzt war, wurde dann plötzlich nicht mehr gesprochen. Der Dichter sollte als Parteipoet verewigt, sein Werk propagandistisch genutzt werden. Kraft einer persönlichen Intervention Stalins wurde er 1935 als Sowjetklassiker kanonisiert und damit jeglicher Kritik entzogen: „Majakowski war und bleibt der beste, der begabteste Dichter unserer Sowjetepoche“, dekretierte der schon damals allmächtige Generalsekretär, und drohend fügte er hinzu:

Gleichgültigkeit gegenüber seinem Andenken und seinem Werk ist ein Verbrechen.

Dennoch konnte erst nach Stalins Tod eine vollständige Werkausgabe erscheinen. Noch kurz vor der Wende von 1989/1991 war in einer offiziell beglaubigten Biografie des von der Partei vereinnahmten Autors zu lesen:

Majakowski ist mit uns. Und über unsere Köpfe hinweg, über ein Zeitgebirge hinweg – hin zu neuen Generationen erhebt sich seine Stimme: „Ich werde bei euch sein in der kommunistischen Zukunft.“

Knapp ein Jahr hat die kommunistische Zukunft danach noch gedauert. Im postsowjetischen Russland wurden in rascher Folge verfemte, während Jahrzehnten verdrängte Autoren wieder entdeckt, neu herausgegeben und ausgiebig kommentiert. Bedeutende und weniger bedeutende Repräsentanten der literarischen Moderne – Georgi Adamowitsch, Sinaida Gippius, Aleksei Krutschonich, Boris Pasternak, Ossip Mandelstam, Sigismund Krshishanowski, Andrei Platonow, Boris Pilnjak, Daniil Charms u. a. m. – wurden mit umfassenden Textausgaben vorgestellt und erfuhren dadurch erstmals adäquate öffentliche Anerkennung. Nicht so Majakowski – im liberalen Klima der Perestroika galt er als ungläubwürdige Vorzeige- und Alibifigur der KPdSU. Seine politische Dichtung war seit mehr als einem halben Jahrhundert schulische Pflichtlektüre gewesen, und seinen Klassikerstatus teilte er mit Sowjetliteraten wie Gladkow, Fadejew, Scholochow, Simonow, Tschakowski. In dem Ausmass, wie Anna Achmatowa, Marina Zwetajewa oder Ossip Mandelstam neu in Anthologien, Literaturgeschichten und Schulprogramme aufgenommen wurden, verschwand Majakowski daraus, und dies so weitgehend, dass da und dort sein „zweiter Tod“ beklagt wurde. Der Klassiker mutierte zum Geheimtipp. Im staatlichen russischen Fernsehen wie auch im Internet wird Majakowskis Entkanonisierung kontrovers erörtert. Die in die Jahre gekommenen Altkommunisten, aber auch Adepten der Putinschen Sowjetnostalgie drängen darauf, dass der einstige bolschewistische Grossschriftsteller seinen Status zurückerhalte und vorab in der Schule wieder vermehrt gelesen werde. Diesem Ansinnen stehen viele Jugendliche kritisch gegenüber. Im Netz finden sich Stimmen, die bestätigen, dass Majakowski im schulischen Kulturfachbereich kaum noch oder überhaupt nicht präsent ist, die aber auch darauf verweisen, dass seine Themen ebenso wie seine Dichtersprache für junge Menschen heute weitgehend

unverständlich und deshalb in didaktischer Hinsicht obsolet geworden seien.

Unverkennbar eigene Stimme

Nur vereinzelt melden sich engagierte Leser (zumeist junge Frauen), die mit Majakowski – vorzugsweise mit seinem futuristischen Frühwerk und seinen späten grotesken Stücken – etwas anzufangen wissen und die nur einfach dazu raten, aus eigener Initiative und in eigenem Interesse zu den Texten zu greifen, um sich unabhängig von Schule und neuen Medien selbst ein Urteil zu bilden. Derartige Wortmeldungen machen klar, dass die wenigen, die sich auf Poesie überhaupt noch einlassen mögen, nicht auf deren politische oder ideologische Botschaft abheben, sondern auf das, was der Dichter in seiner individuellen Unverwechselbarkeit als Person und Künstler zu bieten hat. Derart kann die Begegnung mit Majakowski noch immer ein Gewinn sein. Was er, das lyrische Ich mit dem pathetischen Wir vertauschend, im Namen der Partei, der Sowjetmacht, des Proletariats zu sagen hatte, macht den Grossteil seines Werks aus und könnte als polternde Demagogie abgetan werden, wäre nicht auch sie getragen von seiner eigenen Stimme mit ihrem unverkennbaren Rhythmus, ihrer einzigartigen Intonation. Wohl hat er selbst beklagt, als Dichter des „sozialen Auftrags“ seinem eigenen „Lied auf die Gurgel getreten“ zu sein, doch nie ist dieses Lied gänzlich verstummt – diskret durchklingt es auch seine schönrednerischen Oden, seine dreisten Kampf- und Programmgedichte, vorausgesetzt, man liest nicht bloss das jeweils Gemeinte, sondern hört hin auf das, was die Sprache selbst, unabhängig von ihrer vorgegebenen Bedeutungslast, mitzuteilen hat. Wladimir Majakowskis oftmals beschworene „Tragik“ besteht keineswegs darin, dass er sein einzigartiges Talent an die parteiliche Rhetorik verschwendet hat, vielmehr darin, dass er sein Dichter- und Künstlertum niemals ganz zu unterdrücken vermochte. Dies wird man nun in vielen bisher unbekanntem Einzelheiten endlich verifizieren können: Vor kurzem sind in Sankt Petersburg die ersten drei Lieferungen einer neuen, auf zwanzig Bände geplanten Werkedition herausgekommen.

Felix Philipp Ingold, Neue Zürcher Zeitung, 9.5.2015